

Lynn Austin
GIB DU MIR WEISHEIT

LYNN AUSTIN

GIB DU MIR WEISHEIT

DIE CHRONIKEN DER KÖNIGE BD. 4


Francke

Über die Autorin:

Lynn Austin ist verheiratet, hat drei erwachsene Kinder und lebt in Holland, Michigan. Ihre zahlreichen Romane sind allesamt Bestseller und mit unzähligen Preisen ausgezeichnet worden. In Deutschland gilt sie als die beliebteste christliche Romanautorin.

www.lynnaustin.org.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-308-0

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2006 by Lynn Austin

Originally published in English under the title

Faith of My Fathers

by Bethany House Publishers,

a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

All rights reserved.

German edition © 2023 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Dorothee Dziewas

Cover design by The DesignWorks Group, John Hamilton

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Printed in Czech Republic

www.francke-buch.de

*Der Herr ist meine Stärke
und mein Lobgesang
und ist mein Heil.*

*Das ist mein Gott, ich will ihn preisen,
er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben.*

2. Mose 15,2 (Luther 2017)

PROLOG

»Komm schon, Josua, sag mir wenigstens die wichtigsten Punkte«, bettelte Manasse.

»Du hast gar nichts von der Thora-Lektion gelesen?«, fragte Josua.

Sein entsetzter Blick ärgerte Manasse. »Du bist so ein Streber! Ich habe doch nicht die Zehn Gebote gebrochen oder so. Ich bin einfach nicht dazu gekommen, den Text zu lesen.«

»Rabbi Gerschom wird wütend sein, wenn er das erfährt«, erwiderte Josua mit ernster Miene.

»Und? Wen kümmert schon, was dieser alte Tyrann denkt. Er kann mir gar nichts anhaben. Ich bin der König von Juda, schon vergessen?«

»Du wirst seinen Ärger zu spüren bekommen, das kannst du mir glauben. Er schafft es, dass du ein schlechtes Gewissen bekommst, ohne dass er auch nur laut wird.«

»Wenn du mir sagst, worum es in dem Abschnitt geht, bevor er kommt, wird er es gar nicht merken.«

»Oh doch, das wird er ...«, begann Josua, aber Manasse tippete ungeduldig mit dem Finger auf die Schriftrolle. »Schon gut, schon gut«, sagte Josua mit einem schiefen Grinsen. »Aber nur dieses eine Mal ... und nur, weil ich dein Freund bin, und nicht, weil du der König bist.« Er entrollte die Thorarolle und suchte die richtige Stelle. »Der Abschnitt, den wir gestern gelesen haben, handelte von den Flüchen, die Gott auf uns herabsenden wird, wenn wir Jahwes Bund verlassen, aber in diesem Teil steht, wenn wir zu Gott zurückkehren, wird er unser Geschick wenden und Mitleid haben und ... He, du hörst ja nicht mal zu.«

Manasse war aufgestanden und an das einzige Fenster des winzigen Raumes getreten. Er öffnete die Läden und ließ damit einen

Stoß kalte Luft herein. Das Fenster ging nach Osten hinaus und gab den Blick auf den Ölberg auf der anderen Seite des Kidrontals frei.

»Das liegt daran, dass du mich zu Tode langweilst«, sagte er zu Josua. »Ich weiß sowieso nicht, warum wir all diese uralten Regeln und Gesetze überhaupt studieren müssen.«

»Weil sie zu Gottes Wort gehören. Wir ...«

»Ach, erspar mir den Vortrag! Du bist genauso schlimm wie Rabbi Gerschom.« Es ärgerte Manasse, dass sein Freund so großes Interesse an dem ganzen Zeug zeigte. Für Manasse war das alles staubtrocken. »Was steht denn noch drin?«

»Dieser Vers fasst Moses gesamte Rede vor den Israeliten zusammen: *Ich habe euch heute Segen und Fluch, Leben und Tod vor Augen gestellt. Wählt das Leben, damit ihr am Leben bleibt, ihr und eure Nachkommen! ... Denn davon hängt es ab, ob ihr auf die Dauer als Volk fortbesteht und in dem Land bleiben dürft, das der Herr euren Vorfahren Abraham, Isaak und Jakob mit einem Eid versprochen hat.*¹«

»Aber das durften wir nicht«, sagte Manasse leise.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts.« Es widerstrebte ihm, die Bitterkeit zu zeigen, die er verspürte, selbst vor seinem besten Freund. Manasse hatte an seinen Vater, König Hiskia, gedacht, der Jahwe treu gewesen war – treuer als alle Könige Judas seit König David. Aber Gott hatte ihn nicht am Leben gelassen. Hiskia war vor fünf Monaten ganz plötzlich gestorben im Alter von vierundfünfzig Jahren.

»Sieh mal! Die Sonne scheint!«, sagte Manasse. Die grauen Wolken, die den spätwinterlichen Himmel seit Tagen trübten, waren plötzlich aufgerissen und enthüllten einen blauen Flecken und die grelle Sonne. Er wandte sich an seinen Freund. »Das ist ein Omen. Komm, gehen wir.«

Josua starrte ihn verblüfft an. »Gehen? Wohin?«

»Ist doch egal! Irgendwohin – Hauptsache wir kommen hier raus.« Er zog Josuas Hand von der Schriftrolle fort und sie rollte

1 5. Mose 30,19-20

sich sofort wieder zusammen. »Komm schon, Ochse. Ich will an die frische Luft.«

»Aber der Rabbi kann jeden Augenblick kommen. Ich finde nicht, dass wir ...«

»Du bist so berechenbar. Wirst du es denn nie leid, dich an die Regeln zu halten? Ich schon!«

»Aber wir können nicht einfach unseren Unterricht schwänzen.«

»Warum nicht? Wer will mich denn aufhalten? Ich kann tun, was ich will, und jetzt gerade will ich nach draußen gehen und den Sonnenschein genießen, anstatt mit einem Haufen uralter Schriftrollen hier eingesperrt zu sein. Und du kommst mit.«

Josua rappelte sich auf und stieß dabei die Sitzbank um, was Manasse daran erinnerte, warum er seinem Freund den Spitznamen »Ochse« gegeben hatte. Josua war dreizehn Jahre alt, groß und ungelenk, und auch wenn es schien, als würde er jede Nacht ein bisschen mehr wachsen, wurde er nie dicker. Manasse war mit seinen zwölf Jahren immer noch wie ein Kind gebaut, schlank und zierlich. Josua stand immer etwas geduckt neben ihm, so als wäre es ihm peinlich, einen Kopf größer zu sein als der König.

Manasse spähte auf den Gang hinaus, sah in beide Richtungen und gab Josua dann ein Zeichen, ihm zur Dienstbotentreppe zu folgen.

»Wohin gehen wir denn?«, fragte Josua noch einmal. »Sollten wir nicht jemanden suchen, der uns begleitet, wenn wir rausgehen?«

»Wir gehen allein. Ich will aus diesem Palast raus und habe keine Lust, dass ständig irgendwelche Diener dabei sind.«

»Aber ...«

»Schhh! Komm mit. Und heb die Füße beim Gehen hoch. Du klingst wie eine ganze Horde Soldaten.«

»Tut mir leid.«

Manasse schlich durch den Harem, vorbei an der geschlossenen Tür seiner Mutter. Sie trauerte noch immer um ihren Mann. Der einzige Mensch, der nicht im Palast wohnte und trotzdem

zu ihr durfte, war Josuas Mutter Jeruscha. Aber der Regen in den vergangenen Tagen hatte selbst Jeruscha am Kommen gehindert.

Manasse ging weiter durch den Kindertrakt, vorbei an der Kammer, in der er gewohnt hatte, bevor er König geworden war. Manasse war nur widerstrebend in die riesigen Gemächer seines Vaters umgezogen, weil er die Tatsache, dass sein Vater tot war und diese Räume nie wieder benutzen würde, nicht akzeptieren konnte. Zuerst war Hiskias Gegenwart noch in den königlichen Gemächern zu spüren gewesen – und sein vertrauter Geruch hing überall, eine Mischung aus Tempelweihrauch, der in alle seine Kleider gezogen war, der duftenden Seife, die er benutzt hatte, um sich Haare und Bart zu waschen, und Aloesalbe, mit der er jeden Morgen seine Hände eingerieben hatte. Aber Manasse hatte nicht verhindern können, dass der Geruch seines Vaters langsam verblasste – so wie auch die Erinnerung an seine Stimme und seine Mut machende Berührung.

Manasse war fast durch die Kinderzimmer gelangt, ohne gesehen zu werden, aber dann ging er an der offen stehenden Tür seines jüngeren Bruders vorbei. Amarja sah von seiner Lektüre auf.

»He, wohin wollt ihr beide denn?«

»Wahrscheinlich hat er deine Trampelfüße gehört«, flüsterte Manasse Josua zu. »Geh schneller.«

»Wartet auf mich!« Amarja eilte auf den Gang hinaus und folgte ihnen. »Wohin geht ihr?«

»Kann dir egal sein. Du bist nicht eingeladen.«

»Ich dachte, ihr müsstet mit Rabbi Gerschom die Thora studieren.«

»Verschwinde.«

»Kann ich nicht mitkommen?«

»Nein!« Manasse drehte sich um und versetzte Amarja einen so heftigen Stoß, dass der Zehnjährige beinahe der Länge nach hingeschlagen wäre. »Geh in dein Zimmer zurück! Und wehe, du erzählst jemandem, dass du uns gesehen hast, dann wirst du es bereuen. Verstanden?« Amarja nickte ängstlich und zog sich in sein Zimmer zurück.

»Warum kann er nicht mitkommen?«, wollte Josua wissen.

Manasse antwortete nicht. Er brauchte keinen Grund – er war der König. Diese Tatsache war ihm in den vergangenen fünf Monaten nach und nach bewusst geworden und inzwischen hatte er angefangen zu tun, was ihm gefiel, und seine Autorität auszutesen. Als niemand seine Entscheidungen hinterfragte, war er mutiger geworden. Aber dies war seine bislang kühnste Tat – seinen langweiligen Thora-Unterricht zu schwänzen und aus dem Palast zu fliehen. Und auch dafür konnte ihn niemand bestrafen. Josuas Vater Eljakim diente als sein Vormund und als Palastverwalter, bis Manasse alt genug war, um das Volk selbst zu regieren. Aber selbst Eljakim hatte nicht das Recht, den König zu maßregeln.

Manasse eilte die Treppe hinunter, die zum Palasthof führte, und seine Füße sprangen wie eine Bergziege, während Josua schwerfällig hinter ihm hertrampelte und sich am Geländer festhielt. Manasse lächelte, als er die Tür nach draußen aufzog. Er war der König. Er war frei!

Riesige Pfützen bedeckten den Hof und Wasser lief in Bächen die steilen Straßen hinunter und wusch die Stadt sauber. Manasse wick den meisten Wasserläufen aus, aber Josuas Sandalen waren schon bald klatschnass. Niemand hielt die Jungen auf, als sie an dem Waffenlager und dem Wachturm vorbeiliefen. Der Hof, auf dem sie sonst ihre militärische Ausbildung erhielten, glich einem See. Sie gingen in Richtung Wassertor, das diesen Namen noch immer trug, obwohl die Gihonquelle schon seit vielen Jahren abgesperrt war. Der Duft von Mandelblüten und nasser Erde lag in der Winterluft, während der Wind vergeblich versuchte, die Wolken zu vertreiben.

»Komm schon, Ochse. Wer zuerst unten ist.« Manasse rannte die steile Rampe hinunter und hängte seinen Freund im Nu ab. Um eine einmarschierende Armee aufzuhalten, bog die Straße zuerst nach links und dann nach rechts, bevor sie am Fuß des Berges in der Ebene auslief. Manasse genoss das Gefühl der Freiheit mit dem Wind in den Haaren und der Kraft in seinen Beinen, während er über das Pflaster flog. Mühelos erreichte er den

Olivenhain als Erster und warf sich ins nasse Gras. Josua taumelte einige Minuten später auf ihn zu, ganz außer Atem, und sank auf eine niedrige Steinmauer in der Nähe.

»Du hast gewonnen. Manasse.«

»Das liegt daran, dass ich König bin. Du darfst mich nicht schlagen.«

»Nein, es liegt daran, dass du schneller bist als ich.« Josua schnaufte immer noch von dem Wettlauf. Seine Lunge machte ein kratzendes Geräusch wie die Angel eines Fensterladens, der im Wind hin und her schwingt.

Manasse starrte auf die Wiese, auf der die Quelle einmal gesprudelt hatte, wie er wusste. »Schade, dass mein Vater die Gihonquelle hat zuschütten lassen. Ich könnte einen Schluck Wasser gebrauchen.« Ein Olivenhain und ein halbes Dutzend Mandelbäume mit den ersten Blüten umgaben die Stelle jetzt. Manasse versuchte, sich vorzustellen, wie die Quelle wohl ausgesehen hatte, während die Dienstmädchen anstanden, um ihre Krüge in das klare Wasser hinabzulassen, aber es gelang ihm nicht, das Bild vor seinem geistigen Auge entstehen zu lassen – so wie es ihm auch nicht gelang, sich das Gesicht seines Vaters vorzustellen.

»Vermisst du deinen Vater?«, fragte Josua plötzlich. Manasse warf seinem Freund einen Blick zu und fragte sich, wie Josua seine Gedanken hatte erraten können. Dann wandte er sich ab. Auf der anderen Seite des Kidrontals zogen sich neue Wolken über dem Ölberg zusammen. Der kleine Flecken Sonnenschein über ihnen würde nicht mehr lange da sein.

»Was denkst du denn, Ochse«, antwortete er mürrisch. Er wusste, dass er nicht ewig trauern sollte. Weiter zu trauern bedeutete, an Gottes Weisheit zu zweifeln, hatte der Hohepriester ihm erklärt.

»Wenn es mein Vater wäre – dann würde ich ihn bestimmt sehr vermissen«, sagte Josua. »Ich weiß nicht, wie ich es ertragen könnte.«

»Warum glaubst du dann, dass ich über ihn reden will?« Die Feuchtigkeit vom Boden drang allmählich durch Manasses Ge-

wand. Er stand auf, klopfte sich das lose Gras von der Kleidung und setzte sich neben Josua auf die Mauer. Die kalten Steine waren auch nicht viel trockener als der Boden.

»Aber musst du nicht über ihn reden?«, gab Josua zurück. »Wenn alle Angst haben, in deiner Gegenwart seinen Namen zu erwähnen, wird es dann nach einer Weile nicht so sein, als hätte es ihn nie gegeben? Das fände ich schlimm. Es wäre noch viel trauriger, wenn alle meinen Vater *vergessen* würden.«

»Hier wird bestimmt niemand König Hiskia vergessen, den größten König seit David. In diesem Tal ist das Wunder geschehen. Jahwe hat das Gebet meines Vaters erhört und 185.000 Assyrer sind in einer Nacht umgekommen.« Manasses Stimme hatte einen spöttischen Unterton, beinahe so, als glaubte er die Geschichte nicht. Josua starrte ihn überrascht an.

Aber Manasse glaubte die Geschichte durchaus. Es war die größte Errungenschaft in der Regierungszeit seines Vaters und das Ereignis, das Manasse am meisten Sorgen bereitete. Wie sollte er jemals einer so spektakulären Leistung gerecht werden? Er war Hiskias Sohn. Das Volk erwartete von dem Erben eines so großen Königs noch größere Wunder. Aber was war, wenn Gott Manasses Gebete nicht erhörte?

»Wenn es mein Vater wäre«, sagte Josua, »würde ich ihn doch nicht deswegen vermissen, weil er ein berühmter Mann ist – Palastverwalter und so. Ich würde ihn vermissen, weil er mein Abba ist.«

Eine Flut der Sehnsucht schlug über Manasse zusammen und er sprang auf und eilte den Weg hinunter, damit Josua seine plötzlichen Tränen nicht sah. Er erinnerte sich daran, wie sein Vater den schweren Mantel seiner Königswürde am Ende des Tages abgelegt hatte und einige Augenblicke nicht mehr der König von Juda war; da war er Manasses Abba gewesen. Manasse vermisste die Art, wie sein Vater ihn anschaute, den Stolz und die Liebe, die er in Hiskias Augen sah, und das Gefühl der starken Vaterhand auf seiner Schulter. Dann hatte Abba geduldig zugehört, während Manasse von seinen kindischen Abenteuern erzählt hatte – als

wären dies die wichtigsten Geschichten, die er den ganzen Tag gehört hatte.

Ja, ich liebe ihn und vermisse ihn und es ist einfach nicht gerecht, hätte Manasse am liebsten wie ein wütendes Kind geschrien. Abba war zu jung gewesen, um zu sterben! Er hat Gott geliebt und all seine Gesetze befolgt und ich verstehe nicht, warum Gott ihn bestraft hat – warum er uns alle bestraft hat –, indem er ihn von uns genommen hat!

Aber Manasse schrie nicht. Er war der König von Juda, kein zwölfjähriger Junge. Es durfte keine kindischen Tränen und Fragen geben.

Als Josua ihn irgendwann einholte, hatte Manasse seine Gefühle wieder unter Kontrolle. »Warum schnaufst du denn immer noch wie ein Langstreckenläufer?«, fragte Manasse seinen Freund.

»Ich weiß nicht ... ich kann ... ich kann nicht richtig Luft holen.«

»Ist das einer von deinen Atemanfällen?«

»Mandelblüten ... die machen mir manchmal Schwierigkeiten.«

»Ist alles in Ordnung?«

»Ja ... geht gleich wieder.« Josua blieb stehen und beugte sich vornüber, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, während er mühsam ausatmete.

Manasse hatte schon häufiger gesehen, dass sein Freund diese Anfälle bekam, da sie als Kinder zusammen aufgewachsen waren. Er versuchte, besorgt zu tun, aber insgeheim freute er sich über die Schwäche seines Freundes. Josua war Manasse in beinahe allen anderen Dingen überlegen: Er war intelligenter beim Lernen, er konnte lange Thorapassagen auswendig lernen und die Fragen des Rabbis zum Gesetz schneller beantworten. Josua hatte den klugen Verstand seines Vaters und jeder Aspekt der Staatsführung faszinierte ihn. Irgendwann würde er Eljakims Platz als Palastverwalter übernehmen und in Manasses Hofstaat dienen. Deshalb hatten ihre Väter beschlossen, sie gemeinsam zu

unterrichten. Nur bei ihrer militärischen Ausbildung, für die Geschwindigkeit und körperliche Geschicktheit wichtig waren, die Josua fehlten, konnte Manasse seinen Freund übertrumpfen. Josua war außerdem alt genug, um an der Seite seines Vaters an den Tempelgottesdiensten teilzunehmen. Aber obwohl Manasse bald auch das nötige Alter hatte, würde er nie an der Seite seines eigenen Vaters auf dem königlichen Podest stehen und Gott anbeten.

Schließlich richtete Josua sich auf und setzte sich wieder in Bewegung. »Es zieht zu«, sagte er, immer noch keuchend. »Ich glaube, es wird regnen.«

»Na und? Mir ist egal, wenn wir nass werden. Dir nicht?«

Josua tat die Herausforderung mit einem Achselzucken ab und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Die Geste war der von Eljakim so ähnlich, dass Manasse unwillkürlich grinsen musste.

»Was ist? Wieso grinst du?«

»Ach, nichts, Ochse.«

Es wäre ganz normal, wenn Josua irgendwann den Platz seines Vaters einnähme, zur Rechten des Königs säße und die Arbeit seines Vaters weiterführte. Aber als Manasse daran dachte, dass er selbst die Rolle seines Vaters übernehmen und auf König Hiskias Thron sitzen würde, erstarb sein Lächeln.

Sie erreichten eine Weggabelung. Ein Pfad führte in Windungen zum Ölberg hinauf; der andere bog nach rechts ab und würde irgendwann bei den Toren im Süden Jerusalems enden. Die Sonne war jetzt verschwunden und die Luft war kalt geworden. Manasse spürte die ersten Regentropfen und wandte sich nach rechts.

»Almosen ... Almosen für eine Blinde ...« Die schwache Stimme gehörte einer alten Frau, die mitten auf dem Weg saß. Graue Haare, verfilzt wie ein Vogelnest, lugten unter ihrem Witwenschal hervor. Ihr faltiges Gesicht erinnerte Manasse an eine getrocknete Feige und beim Anblick des dicken grauen Films, der über ihren Augen lag, wurde ihm ganz flau im Magen. Die alte Frau streckte die Hand aus, die so knorrig war wie ein Olivenast, und griff nach Josuas Gewand, als sie vorbeiging.

»Gütiger Junge, kannst du ein Scherflein für eine blinde Witwe entbehren?«

Josua blieb stehen und blickte auf sie hinab, sein Gesicht voller Sorge. Er befühlte seine Seiten unter dem äußeren Gewand. »Es tut mir leid. Ich habe meinen Geldbeutel nicht dabei.«

Manasse wurde ungeduldig. »Komm schon, Ochse. Es fängt an zu regnen.«

»Warte. Hast du etwas Silber bei dir? Ich gebe es dir zurück. In der Thora steht: *Bedürftigen helfen heißt dem Herrn etwas leihen.*²«

Manasse stieß einen Seufzer aus, um Josua wissen zu lassen, wie verärgert er war, aber dann kramte er nach seinem Geldbeutel. Er wählte die kleinste Silbermünze, die er finden konnte, und beugte sich vor, um sie in die ausgestreckte Hand der Frau zu legen, wobei er sorgfältig darauf achtete, sie nicht zu berühren. Aber plötzlich packte sie Manasses Handgelenk mit der anderen Hand wie eine Schraubzwinge und zog seine Handfläche an ihr Gesicht, sodass sie fast die trüben Augen berührte.

»Öffne die Hand, mein Junge. Dann werde ich dir für deine Freundlichkeit die Zukunft vorhersagen.«

»Nein, das darfst du nicht machen!«, rief Josua. »In der Thora steht ...«

»Jetzt reg dich nicht auf, Ochse. Es ist doch nur zum Spaß. Es hat nichts zu bedeuten. Nur zu, alte Frau. Sag mir, was die Zukunft für mich bereithält.« Er warf Josua einen Blick zu, um ihn zu warnen, damit er Manasses Identität nicht verriet. Die Frau konnte nicht ahnen, dass sie die Handfläche des Königs von Juda betrachtete. Sie zog seine Hand noch näher an ihr Gesicht und bewegte den Kopf hin und her, während sie Manasses Hand musterte.

»Ah ...«, sagte sie und ihre Stimme war jetzt voller Ehrfurcht. »Diese Hand wird eines Tages Entscheidungsgewalt haben! Du wirst das Leben vieler Menschen in der Hand halten!«

»Du solltest das nicht erlauben«, murmelte Josua und scharrte mit den Füßen.

2 Sprüche 19,17

»Ach, sei still. Was siehst du noch, alte Frau?«

»Ich sehe ein langes Leben mit vielen Söhnen. Und Macht! Ungeheure Macht! Dir ist viel Ruhm bestimmt, mein Junge!« Sie schien seine Hand nur widerstrebend loszulassen, so als könnte etwas von seiner Macht auf sie abfärben, während sie ihn festhielt.

»Los, gehen wir«, sagte Josua. Aber Manasse packte die dünne Hand seines Freundes und hielt sie der Frau vors Gesicht.

»Und was ist mit seiner Zukunft? Sag die auch voraus.«

»Nein! Das will ich nicht!« Josua versuchte, sich loszureißen, aber Manasse und die alte Frau bogen seine Finger auf und hielten seine Hand ganz fest. Dann zog die Witwe seine Handfläche ganz dicht vor ihre Augen und betrachtete sie einen Moment lang. Plötzlich ließ sie Josuas Hand fallen, als hätte sie sich daran verbrannt.

»Was ist? Sag mir, was du gesehen hast?«, verlangte Manasse. Die alte Frau schüttelte ängstlich den Kopf und bedeutete ihnen, sie sollten gehen. »Wir gehen nicht, bis du uns gesagt hast, was in seiner Hand steht«, beharrte Manasse.

»Gefahr!«, schrie sie und scheuchte sie weiter. »Große Gefahr!«

»Mein Freund ist in Gefahr?«

»Nein! Er ist eine große Gefahr für dich!« Sie starrte Manasse mit ihren trüben Augen an und er konnte den Blick nicht abwenden. Stattdessen stand er wie erstarrt da, durchbohrt von ihrer Stimme und ihren blinden Augen. »Deine und seine Lebenslinie laufen gegeneinander. Auf gegensätzlichen Wegen. Die Herrschaft gehört dir, aber er wird viel mächtiger sein. Die Kräfte in ihm werden für dich zu stark sein!«

»Sie hat doch keine Ahnung«, sagte Josua. »Komm, lass uns verschwinden.«

»Er ist nicht dein Freund, Junge!«, sagte die Witwe zu Manasse. »Er ist dein Feind! Er wird versuchen, alles zu zerstören, was du tust!«

»In der Thora steht: *Wendet euch nicht an Wahrsager und an Leute, die die Geister der Toten befragen. Wer das tut, macht sich*

unrein^{3!}«, brüllte Josua die Frau an. Er packte Manasse am Arm, zog ihn in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und brach damit den Bann der alten Frau. Es regnete jetzt heftig. »Es tut mir leid, dass ich dich um Silber für sie gebeten habe«, sagte Josua fröstelnd. »Sie ist böse.«

»Aber woher wusste sie von meiner Zukunft? Woher wusste sie von all meiner Macht?«

»Sie weiß gar nichts! Sie hat gesagt, ich würde mehr Macht haben als du, und du weißt, dass das nicht stimmt. Du bist der König, nicht ich.«

Manasse erinnerte sich an die Angst, die er in den schuppigen Augen der alten Frau gesehen hatte, als sie Josuas Hand betrachtet hatte, und wie sie die Hand hatte fallen lassen, als wäre sie eine glühende Kohle. Er starrte seinen Freund an, als wäre er ein Fremder, dann beschleunigte er seine Schritte.

»Sieh mich nicht so an, Manasse. Du weißt, dass ich nicht dein Feind bin.« Josua keuchte, als er sich beeilte, Manasse einzuholen. »Sie lügt! Wir sind doch beste Freunde, oder etwa nicht?«

»Das dachte ich auch immer.« Manasse fing an zu rennen, als der Regen plötzlich in Strömen niederging. Josua konnte nicht mithalten.

»Warte auf mich, Manasse!« Er begann zu husten und versuchte, die Luft aus seiner Lunge zu pressen, damit er wieder einatmen konnte. »Warte!«

Manasse lief weiter, während der Regen ihm ins Gesicht peitschte, bis er Josuas Schritte nicht länger hinter sich hörte. Josua stand im strömenden Regen in der Nähe des Mandelhains. Er hatte sich wieder vornübergebeugt und hustete und rang nach Luft.

»Warte ...«, rief er. »Hilf mir ...«

Manasse hatte Josua erst zwei Mal so elend gesehen und beide Male hatte sein Freund danach mehrere Tage krank im Bett gelegen. Der Regen und die kalte Luft machten den Anfall vielleicht schlimmer. Josua war sein bester Freund – sein einziger Freund

3 3. Mose 19,31

– und Manasse wusste, dass er Hilfe holen sollte. Josuas Vater würde wissen, was zu tun war. Aber dann musste Manasse die Zärtlichkeit und Liebe in Eljakims Blicken mit ansehen, wenn er seinen Sohn betrachtete.

»Bitte ... hilf mir ...« Josuas Stimme klang jetzt schwächer.

Manasse wandte sich ab und ging langsam den Berg hinauf zu seinem Palast, während ihm die Tränen und der Regen über das Gesicht liefen.

TEIL I

Als Hiskia starb, wurde er in der Grabstätte seiner Vorfahren bestattet. Sein Sohn Manasse wurde sein Nachfolger. Manasse war zwölf Jahre alt, als er König wurde, und regierte 55 Jahre lang in Jerusalem. Seine Mutter hieß Hephzibah.

2. Könige 20,21;21,1

KAPITEL 1

»Wartet hier«, sagte König Manasse zu seinen Dienstboten. »Ich möchte gerne ein paar Minuten allein sein.«

»Natürlich, Majestät.«

Er ließ sein Gefolge aus Palastwachen und Dienern am Eingang zum Friedhof stehen und ging allein weiter zum Grab seiner Mutter. Ein warmer Frühlingstag ging zu Ende, das Abendopfer war gerade vorüber und Manasse wusste, dass er nur noch wenige Minuten in der Dämmerung hatte. Wenn die Dunkelheit hereingebrochen war, würde er eine Fackel brauchen, um den Weg zwischen den Gräbern hindurch zu finden. Der Friedhof war menschenleer und friedvoll; die Trauertauben in den weiter entfernten Bäumen klagten mit ihm.

Mit seinen einundzwanzig Jahren war Manasse ein gut aussehender Mann geworden. Sein langes, schmales Gesicht sah aus, als wäre es aus kostbarem Stein gehauen, seine gerade Nase, die breite Stirn und der Unterkiefer wie von einem Künstler geschnitzt. Er hatte Hiskias breite Schultern geerbt, aber nicht seine Größe oder die kräftige Gestalt. Wie seine Mutter Hephzibah war er schmal und zierlich gebaut und er hatte auch ihr dickes, dunkles Haar in der Farbe von Olivenzweigen und ihre braunen Augen mit den goldenen Lichtern. Sein schlanker Körper war unter seinen Leinengewändern muskulös, denn er trainierte noch immer jeden Tag mit seinem militärischen Privatlehrer, um stark und beweglich zu bleiben. Wenn man seine Größe in Betracht zog, war Manasse inzwischen nur schwer im Zweikampf zu besiegen.

Er gelangte zu dem Grab, das er für seine Mutter in die Klippen hatte hauen lassen, und blieb stehen. Hephzibah war heute vor zwei Jahren gestorben. Einerseits kam es ihm vor, als hätten sie erst gestern gemeinsam zu Abend gegessen, aber wenn er versuchte, sich an ihr Lächeln oder an den Klang ihres Singens zu

erinnern, schien es andererseits, als wäre sie schon ewig tot. Manasse streckte die Hand aus, um den riesigen Felsen zu berühren, der das Grab verschloss, und wünschte, er könnte nach seiner Mutter greifen und sie dort finden. Der Stein fühlte sich warm an von der Hitze der Sonne, die am Tag geschienen hatte. Manasse presste die Stirn dagegen und schloss die Augen.

Als er das Gebet für die Toten zu Ende gesprochen hatte, wandte Manasse sich zum Gehen. Dabei stieß er mit dem Fuß gegen etwas, das vor ihm auf dem Boden lag. Er bückte sich, um in der Abenddämmerung zu sehen, was es war, und sah einen kleinen Strauß aus welkenden Blumen, der in eine Rolle aus feinem Pergament gewickelt war. Manasse erkannte die Schrift als die schöne Kalligrafie, die von Tempelschreibern verkauft wurde. Er neigte das Pergament ein wenig, um das letzte Tageslicht einzufangen und die Worte zu lesen:

*Auf, mein Herz, preise den Herrn!
Alles in mir soll den heiligen Gott rühmen!
Auf, mein Herz, preise den Herrn
und vergiss nie, was er für mich getan hat!*⁴

Er brauchte den Rest nicht zu lesen, um den Lieblingspsalm seiner Mutter zu erkennen. Sie hatte diese Worte mit ihrer eindringlichen Melodie beinahe jeden Abend gesungen, als er noch klein war, bis auch er das Lied auswendig konnte. Die unerwartete Erinnerung ließ neuen Kummer in ihm aufsteigen. Als ihm bewusst wurde, dass das Schriftstück wahrscheinlich von Josuas Mutter Jeruscha dort niedergelegt worden war, schmeckte er zugleich die Bitterkeit von Neid. Josuas Eltern waren beide noch am Leben und sogar sein alter Großvater Hilkija. Manasse war im Dunstkreis dieser großen, eng verbundenen Familie aufgewachsen – mit Eljakim und Jeruscha, Josua, seinem älteren Bruder Jerimot und ihren Schwestern Tirza und Dina. Aber er hatte sich immer gefühlt, als stände er draußen und blickte durch ein Fenster auf

⁴ Psalm 103,1-2

die Nähe und Liebe, die diese Menschen miteinander teilten. Manasse und sein jüngerer Bruder Amarja waren sehr unterschiedlich und hatten sich nie nahegestanden.

Manasse schob die Blumen wieder in das Pergament und ließ die Gabe liegen, wo er sie gefunden hatte. Aber als er sich erhob, entdeckte er ein schwaches, flackerndes Licht zwischen den Gräbern weiter hinten auf dem Friedhof. Er machte ein paar Schritte in die entsprechende Richtung und suchte nach der Quelle des Lichtscheins, aber die Gräber sahen dunkel und schemenhaft aus. Dann hockte er sich hin und spähte zwischen den Grabsteinen hindurch, bis er das Licht erneut sah: eine einzelne Lampe mit einem Schirm, der die Flamme gut schützte. Vielleicht waren es Totenbeschwörer. Manchmal verstießen sie gegen das Gesetz, indem sie sich bei den Gräbern versammelten und in okkulten Ritualen die Geister anriefen.

Seine Wachen am Eingang hatten ihm den Rücken zugewandt, damit er ungestört war. Wenn er sie rief, würde er die Übeltäter wahrscheinlich verscheuchen. Der Gedanke, die Verbrecher zu überraschen und zu verhaften, gefiel Manasse. Er schloss seinen dunklen Mantel vor der Brust und zog den Gürtel darum fester, damit sein helles Hemd darunter nicht zu sehen war und ihn im Dunkeln verriet. Dann schlich er leise auf das Licht zu.

Er war gelenkig und geschmeidig und bewegte sich lautlos zwischen den hohen Zedern. Gelegentlich hockte er sich hin, um das Licht immer im Blick zu behalten. Er war jetzt ganz nah dran und konnte eine Stimme hören, die im Singsang etwas vor sich hin murmelte, aber die Worte ergaben keinen Sinn.

Nur eine einzelne schattenhafte Gestalt kniete neben dem frischen Grab. Der Mann hielt den Kopf gesenkt, aber sein lockiger Haarschopf und Bart waren vom Licht der Lampe wie von einem Heiligenschein umgeben. Er hatte drei Tauben geopfert und teilte sie in der Mitte durch, bevor er die Hälften voneinander trennte. Dann malte er Symbole auf die Erde zwischen den Tauben und murmelte irgendwelche Beschwörungen. Manasses Herz hämmerte vor Aufregung. Er hatte alle nötigen Beweise, um den

Mann zu verurteilen. Leise schlich er um den Knienden herum und trat dann vor ihm aus dem Schatten.

»Was machst du da?«

Der Mann stieß einen kleinen Aufschrei aus und sprang auf. »Nicht näher kommen!« Er zog ein Messer aus seinem Gewand und fuhr mehrmals mit dem Fuß über die Erde, um die gezeichneten Symbole zu verwischen.

Manasses Herz schlug jetzt schneller. Er hatte gar nicht daran gedacht, dass der Geisterbeschwörer bewaffnet war, obwohl er gesehen hatte, wie der Mann die Tauben geschlachtet hatte. Die Palastwachen waren zu weit entfernt; der Mann könnte ihn töten, bevor er fliehen konnte. Manasse verfluchte sich für seinen dummen Fehler.

»Immer mit der Ruhe ...«, sagte Manasse, während er seinen Gegner abschätzend betrachtete. Der Mann war etwa zehn Zentimeter größer als er selbst und rund zwanzig Pfund schwerer. Er wirkte nicht besonders kräftig und war mindestens zehn Jahre älter als Manasse. Aber das hier war keine sportliche Übung. Der Mann musste erkannt haben, dass ihm die Todesstrafe drohte, und würde wahrscheinlich nicht zögern, seine Waffe zu benutzen.

»Du kannst nicht entkommen«, sagte Manasse. »Meine Soldaten haben dich vollständig umzingelt.« Er beobachtete die Augen des Mannes und wartete, bis er kurz zur Seite schaute. Diese Chance ergriff Manasse. Er packte das Handgelenk des Fremden mit der Linken und hieb ihm mit der Rechten in die Magengegend, so fest er konnte. Der Mann stieß grunzend alle Luft aus. Dann trat Manasse ihm die Beine weg, sodass er zu Boden ging, bevor er das Handgelenk des Mannes gegen den Felsen schlug, bis er das Messer fallen ließ. Er setzte sein Knie auf das Zwerchfell des Fremden und hob das Messer auf, das Manasse ihm gleich darauf an die Kehle setzte.

»Ich schlage vor, du wehrst dich nicht.«

Der Mann nickte mit ängstlichem Blick. Sein Brustkorb hob und senkte sich, während er um Luft rang. Nach einer Weile stand Manasse auf.

»Sag mir, wie du heißt.«

»Zera, Sohn des Abner.«

»Setz dich langsam auf, Zera, und leg deinen Gürtel ab. Langsam! Und jetzt nimm die Hände auf den Rücken.«

Zera keuchte vor Schmerzen, als Manasse ihm die Hände fesselte. Wahrscheinlich hatte er Zera das Handgelenk gebrochen, als er es gegen den Felsen geschlagen hatte. Er zog den Knoten noch fester, bis Zera aufschrie.

»Was hast du hier auf dem Friedhof gemacht?«, fragte Manasse, als er wieder vor dem Mann stand. Zera antwortete nicht. »Weißt du, wer ich bin?«

»Ja.«

»Dann weißt du auch, dass du mir antworten musst.« Zera starrte auf den Boden zu Manasses Füßen. »Also gut«, sagte Manasse. »Ich gebe dir Zeit zum Nachdenken.«

Er bückte sich und hob einen kleinen Krug auf, den er zwischen Zeras Sachen entdeckt hatte. Er zog den Stopfen heraus und roch daran. Wie er vermutet hatte, enthielt das Gefäß zusätzliches Öl für die Lampe. Er ließ den Deckel fallen und schüttete das Öl über Zeras Gesicht und Haare. Es lief vorne über die Brust des Mannes und tränkte seine Tunika. Manasse warf den Krug in der Dunkelheit fort und bückte sich wieder, um die Lampe hochzuheben. Dann hielt er sie dicht an Zeras rundes, glänzendes Gesicht. Zeras Augen standen so dicht zusammen, dass es aussah, als schielte er. Er hatte eine große, runde Nase und volle Lippen, so wollüstig wie die einer Frau. Aber sein hervorstechendstes Merkmal waren seine buschigen Augenbrauen, die sich wie zwei Berggipfel über seinen Augen erhoben.

Manasses Anspannung ließ nach, weil er jetzt die Kontrolle hatte, und er genoss das erhebende Gefühl der Macht, das durch seine Adern strömte wie starker Wein. »Ich glaube, du erzählst mir besser, was du hier gemacht hast, Zera, Sohn des Abner.«

»Ich habe um Orientierung gebetet«, erwiderte Zera nach einem Moment. Seine Stimme war erstaunlich ruhig.

»Von den Toten?«

Zera nickte ein wenig. »Von ihren Geistern.«

»Obwohl es gegen das Gesetz verstößt? Du musst doch gewusst haben, dass du gegen das Gesetz des Mose verstößt und gegen die Gesetze Judas.«

Zeras Augen leuchteten auf, als hätte Manasse glühende Kohlen entfacht. »Es mag gegen die Gesetze Judas sein, aber es ist *nicht* gegen das Gesetz des Mose!«

»Du scheinst dir da sehr sicher zu sein.«

»Mein Vater ist Priester. Und ich bin es auch.«

»Ich kenne keinen Tempelpriester namens Abner. Und ich erinnere mich auch nicht daran, dich beim Gottesdienst gesehen zu haben. Du bist älter als dreißig?« Zera nickte. »Wann wurdest du geweiht?«

»Mein Vater war ein Priester in Samarien und auch ein Prophet. Wir sind Nachkommen des Propheten Zedekia, der für König Ahab und Königin Isebel geweissagt hat. Meine Familie ist nach Juda geflohen, als das Nordreich an Assyrien fiel, während der Herrschaft Eures Vaters.«

»Du bist also ein Baalspriester.«

»Baal ... Jahwe ... derselbe Gott mit vielen Namen.«

»Oh nein, Zera. Es ist ganz und gar nicht derselbe Gott. Ich habe die Thora studiert und ...«

»Ihr habt die Thora mit den falschen Tempelpriestern studiert. Sie haben Euch nur beigebracht, was sie Euch lehren wollten. Die geheimen Dinge haben sie Euch verschwiegen.«

»Was für geheime Dinge?«

»Die Geheimnisse der Alten ... die Weisheit Abrahams ... die Fähigkeit, Zeichen und Omen zu deuten. Und die Zukunft vorherzusagen.«

»Nur Jahwe kennt die Zukunft.«

Zera lachte kurz auf. »Die Tempelpriester wollen Euch in diesem Glauben lassen, damit sie an der Macht bleiben. Wenn sie dafür sorgen, dass Ihr von ihnen abhängig seid, dann können sie Euch lenken.«

»Du bist verrückt.«

»Bin ich das, König Manasse? Warum sind dann die Herrscher aller anderen Völker der Welt nicht nur Könige, sondern auch Priester, aber Ihr dürft an der Macht der Priester nicht teilhaben? Andere Könige haben Zugang zu den geheimen Mysterien, aber Ihr könnt nicht einmal Euer eigenes Tempelheiligtum betreten.«

»Natürlich nicht.« Manasse sagte es mit einem beiläufigen Tonfall, aber Zeras Worte hatten einen wunden Punkt getroffen. Er war der König, aber Jahwes Priester gaben ihm das Gefühl, in seinem eigenen Tempel ein Außenseiter zu sein.

»Es war nicht immer so, müsst Ihr wissen«, fuhr Zera fort. »Die Herrscher unseres Volkes waren früher Priester. Ihr habt doch sicher von Melchisedek gelesen, dem König von Salem, der auch ein Priester des Allerhöchsten war? Unser Vater Abraham hat seine Königsherrschaft und seine Priesterschaft bestätigt, indem er ihm einen Zehnten entrichtet hat. Und im Gegenzug hat Melchisedek Abraham gesegnet.«

Manasse erinnerte sich an die Geschichte, aber es klang irgendwie anders, wenn Zera sie erzählte. Die Tempelpriester waren Manasses Lehrer gewesen. Ihre Auslegung des Gesetzes war alles, was er kannte. Er setzte sich vor seinem Gefangenen auf einen großen Stein. »Aber das war, bevor wir am Berg Sinai das Gesetz empfangen haben.«

»Ja! Genau! Diese Zeremonie, die Ihr vorhin unterbrochen habt, ist die reinste Form unseres Glaubens – so wie unsere Erzväter Abraham, Isaak und Jakob Gott angebetet haben. Das steht alles im ersten Buch der Thora. Abraham hat eine dreijährige Kuh, eine dreijährige Ziege und einen dreijährigen Schafbock genommen, dazu eine Turteltaube und eine junge Taube. Die hat er in der Mitte zerteilt und die Hälften einander gegenüber ausgebreitet.« Zera bewegte den Kopf, um zu zeigen, dass er es ebenso gemacht hatte. »Dann sind Abraham in der Nacht die Geister erschienen und haben ihm seine Zukunft geweissagt. Dass seine Familie in Ägypten verklavt werden würde. Dass sie in der vierten Generation befreit werden würden. Und dass er in hohem Alter in Frieden zu seinen Vätern gehen und begraben werden würde.«

»Ich kenne die Geschichte.«

»Warum ist es dann gegen das Gesetz, wenn ich es tue? Unser Vater Abraham hat das gleiche Ritual durchgeführt, um seine Zukunft vorherzusagen.«

»In der Thora steht: *Treibt keine Wahrsagerei oder Zauberei.*⁵«

»Das stammt aus den Gesetzen der Priester, nicht den Gesetzen unserer Vorfäter. Abraham hat unter den Sternen Gott angebetet. Er konnte ihre Geheimnisse deuten. Gott hat ihm befohlen, die Himmel zu studieren: *Sieh hinauf ... So unzählbar werden deine Nachkommen sein.*⁶«

Wieder konnte Manasse nicht widersprechen. Alles, was Zera sagte, fand sich in der Thora.

»Die Sterne haben seine Zukunft prophezeit«, fuhr Zera fort, »weil Abraham wusste, wie man ihre Geheimnisse entschlüsselt. Aber Abraham hat nie den Gott angebetet, den Ihr Jahwe nennt. Abraham hat Elohim angebetet.«

»Worauf willst du hinaus, Zera?«

»Ich will darauf hinaus, dass die falschen Priester und falschen Propheten Euch die Macht gestohlen haben. In der Thora steht: *Seinen verborgenen Plan kennt der Herr, unser Gott, allein; aber seinen Willen hat er uns und unseren Nachkommen für alle Zeiten klar und deutlich verkündet*⁷. Aber sie haben die geheimen Mysterien absichtlich verboten und für sich behalten, damit sie Euer Reich beherrschen können. So wie sie Euren Vater beherrscht haben.«

Manasse sprang auf. »Niemand hat meinen Vater beherrscht!«

»Das glaubt Ihr. Sie haben dafür gesorgt, dass er alle Kultstätten zerstört hat, wo jedermann seine eigenen Opfer darbringen und Abrahams Weisheit suchen konnte. Jetzt gebieten die Priester uns, zu *ihrem* Tempel zu kommen und *ihre* Opfer darzubringen, damit wir unter *ihrer* Herrschaft stehen. Sie sagen uns, dass wir Gott nicht ohne sie anbeten können, und sie lassen uns bedeu-

5 3. Mose 19,26

6 1. Mose 15,5

7 5. Mose 29,28

tungslose Rituale vollführen, die keine Macht haben. Das ist nicht der Gottesdienst, den unsere Vorfahren kannten. Und dann haben die Priester einen Fluch über Eurem Vater ausgesprochen.«

»Sie haben *was*?«

»Sie haben ihn verflucht! Der Gott unserer Vorfahren hat uns die Macht gegeben zu segnen und zu verfluchen. Er hat zu Abraham gesagt, wen auch immer er segne, werde gesegnet sein, und wen auch immer er verfluche, werde verflucht sein. Lest es selbst. Abraham kannte die geheimen Beschwörungsformeln und Eure Priester kennen sie auch. So hat der Mann, der sich Prophet nennt, Eurem Vater verflucht.«

»Du meinst Rabbi Jesaja?«

»Ja. Er weiß, wie man in die Zukunft sieht, und er kennt all die uralten Omen und Zeichen, die in den Sternen zu finden sind. Er hat sogar Macht über die himmlischen Gestirne. Hat Jesaja nicht einmal sogar die Sonne rückwärts wandern lassen? Jesaja hat den gleichen Zauberspruch benutzt, den unser Vorvater Josua benutzt hat, als er die Sonne stillstehen ließ. Jesaja ist ein mächtiger Mann, Eure Majestät. Er hat Eurem Vater sein Leben lang betrogen, um ihn unter seiner Kontrolle zu behalten. Er hat ihm die Zukunft nur Stück für Stück offenbart. Und dann hat er ihn verflucht.«

»Warum sollte Jesaja meinen Vater verfluchen?«

»Er wollte dafür sorgen, dass König Hiskia starb, bevor Ihr volljährig wart. So konnten sie Euch kontrollieren und Euch so lehren, dass auch Ihr alle ihre Lügen glaubt.«

»Du lügst.«

»Wirklich? Wie lange war Euer Vater krank, bevor er starb?«

Manasse erinnerte sich an den Schock, als sein Vater plötzlich gestorben war. Es war so gewesen, als wäre er gerade noch gesund und lebendig gewesen und gleich darauf in ein Leichentuch gewickelt. Manasse war zu benommen, um zu antworten. Zera lehnte sich vor.

»Jesaja hat Eurem Vater erzählt, dass er noch fünfzehn Jahre leben würde, und der König starb auf den Monat genau fünfzehn

Jahre später. Ich kenne die alten Flüche auch, König Manasse. Aber meine Priesterschaft wurde für nichtig erklärt von denen, die Euch kontrollieren wollen. Ich kann Euch die Zukunft ebenso gut vorhersagen, wie Jesaja es kann. Ihr wurdet im Zeichen des Löwen geboren, in den Stamm des Löwen hinein. Sie wissen, dass Ihr doppelt gesegnet seid mit der Macht der Königsherrschaft. Deshalb behält Jesaja Euch unter Kontrolle.«

»Ich habe Rabbi Jesaja seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Er kontrolliert Euch trotzdem durch seinen Palastverwalter Eljakim. Sie sind schon lange Verbündete, waren es sogar unter Eurem Vater. Jesaja hat seine Macht dazu benutzt, um Eljakim die einflussreiche Stellung des Palastverwalters zu verschaffen.«

»So war das nicht. Jesaja hat prophezeit, dass Eljakim ... Oh nein ...« Er sank wieder auf den Felsen, als er erkannte, dass Zera die Wahrheit sagte. Er erinnerte sich an die Geschichte, die sein Vater ihm über Eljakims Aufstieg zur Macht erzählt hatte. Es stimmte – Jesaja und Eljakim hatten sich immer nahestanden.

»Und jetzt, wo Eljakim alt ist und sich bald zur Ruhe setzen wird, planen sie, ihn durch seinen Sohn zu ersetzen.«

»Josua? Aber ich wusste schon immer, dass Josua Eljakims Platz einnehmen wird.«

»Nein. Sie haben Euch immer *gesagt*, dass er Eljakims Nachfolger werden wird. Aber sollte der König seinen Palastverwalter nicht selbst aussuchen?«

Manasse nahm das Messer in die andere Hand und wischte sich die schweißnasse Handfläche am Oberschenkel trocken. Plötzlich fiel ihm die blinde Frau im Kidrontal wieder ein – und das, was sie über Josua und ihn selbst prophezeit hatte. »*Die Herrschaft gehört dir, aber er wird viel mächtiger sein.*«

»Woher weiß ich, dass du das nicht alles erfunden hast?«

»Fragt sie. Fragt Rabbi Jesaja. Glaubt Ihr, dass er die Zukunft für Euren Vater und Großvater vorhergesagt hat?«

»Ich weiß es.«

»Dann bittet ihn, Euch Eure Zukunft zu weissagen. Er weiß schon jetzt, wie Eure Zukunft aussehen wird, aber er wird es Euch

nicht sagen, denn dann kann er Euch nicht mehr kontrollieren. Er wird sich weigern, es zu tun, und wenn Jesaja sich Euch widersetzt, fordert Euren Palastverwalter auf, Euch zu unterstützen. Er soll sich zwischen Euch beiden entscheiden. Eljakim wird sich auf Jesajas Seite schlagen, nicht auf Eure. Und dasselbe gilt für seinen Sohn und Nachfolger. Sie haben sich alle gegen Euch verschworen zusammen mit den Priestern und den Leviten.«

»Ich glaube nichts von alledem«, sagte Manasse, aber seine Stimme zitterte.

»Nicht? Hat Eljakim nicht eine Tochter? In welche Familie hat sie eingeheiratet?«

Manasse kannte die Antwort. Als enger Freund der Familie war er vor einem Jahr bei Tirzas Hochzeit gewesen. Aber er würde die Worte nicht laut aussprechen, weil er nicht bereit war, der Wahrheit ins Auge zu sehen.

»Sie hat in die Familie des Hohenpriesters eingeheiratet«, beantwortete Zera die Frage an seiner Stelle. »Sie sind alle in diese Machenschaften verstrickt.« Manasse konnte den Mann nur anstarren, zu schockiert, um etwas zu sagen. »Ihr müsst Euch nicht allein auf mein Wort verlassen«, sagte Zera nach einer Weile. »Ich fordere Euch auf, das, was ich sage, auf die Probe zu stellen. Seht selbst, ob es gelogen ist. Wenn ich unrecht habe, dann bin ich kein Prophet. Ihr könnt mich dafür hinrichten, dass ich den Gott Abrahams angebetet habe. Aber wenn ich recht habe, dann solltet Ihr die Herrschaft über Euer Reich besser an Euch nehmen, bevor es zu spät ist.«

Manasse stand auf dem stillen Friedhof, während die Grillen zirpten und Fledermäuse zwischen den dunklen Gräbern hin und her huschten. Eine dünne Mondsichel war über den Bergen aufgegangen, aber plötzlich schoben sich dunkle Wolken davor und löschten sie aus, so wie der Aufruhr, der in Manasses Seele tobte, alle Wahrheiten auszulöschen schien, die er jemals gekannt hatte. Er wollte diesem verrückten Kerl, den er murmelnd zwischen den Grabsteinen gefunden hatte, nicht glauben, aber all die Geschichten, die Zera aus der Thora zitiert hatte, waren wahr.

Manasse hatte den Bericht über Abrahams Nachtwache selbst gelesen. Er erinnerte sich daran, dass Abraham, Isaak und Jakob für ihre Söhne geweissagt und ihnen die Geheimnisse der Zukunft erzählt hatten – Geheimnisse, die man Manasse aus irgendeinem Grund vorenthalten hatte.

»Weißt du, wie meine Zukunft aussieht?«, fragte er Zera.

»Ich könnte sie durch die Sterne und andere Omen vorhersagen. Ich könnte Euch sagen ...« Sein Blick huschte zum Mond hinauf, der kurz hinter den Wolken hervorgekommen war. »Ich könnte Euch zum Beispiel sagen, dass der Neumond in Eurem Zeichen aufgeht. Das bedeutet, die Sterne stehen günstig für die Liebe und dafür, dass Ihr die Frau findet, die Euch bestimmt ist.«

Manasse lachte auf, wohl wissend, dass der Palastharem immer noch leer war. Die eine Frau auszuwählen, die er nach dem Gesetz heiraten durfte, war ein schwieriger Prozess, hatte Eljakim ihm erklärt. Eljakim hatte Manasse noch nicht erlaubt, eine Frau zu wählen, und ihn ermahnt, seine jugendliche Lust zu zügeln.

»Entscheiden sie sogar, wen Ihr heiraten werdet, König Manasse?«, fragte Zera mit spöttischer Stimme. »Das wundert mich nicht. Es gibt viele, sehr viele Dinge, die sie Euch verschweigen, und Geheimnisse, die Ihr nie erfahren sollt.«

»Nennt eins«, verlangte Manasse.

»Haben sie Euch gesagt, dass Eure Mutter unsere wahre Göttin Aschera angebetet hat?«

»Das ist eine Lüge! Wie kannst du es wagen, meine Mutter zu verleumden! Sie hätte so etwas nie getan!«

»Aber das hat sie. Sie hat Aschera treu angebetet, bis man sie eingesperrt und ihr verboten hat, es zu tun.«

»Götzendienst ist gegen das Gesetz! Sie hätte nicht ...«

»Gegen *ihr* Gesetz. Fragt doch Eljakim, ob es stimmt. Aber zuerst müsst Ihr ihn einen Eid schwören lassen, die Wahrheit zu sagen.«

Manasse zitterte am ganzen Körper. »Steh auf!«

»Werde ich verhaftet, weil ich die Wahrheit sage?«, fragte Zera.

»Setz dich in Bewegung! Da entlang – zum Ausgang.« Manasse

folgte Zera und trug dessen Lampe und Messer, während er die toten Tauben und Zeras andere Habseligkeiten den Räubern der Nacht überließ.



Nachdem Zera sicher im Wachturm eingesperrt und Manasse wieder in seine Palastgemächer zurückgekehrt war, stellte er fest, dass die unheimliche Begegnung auf dem Friedhof ihm keine Ruhe ließ. Wie die zerteilten Opfervögel fühlte er sich in zwei Hälften gerissen – hin- und hergerissen zwischen dem Glauben an das, was er immer für die Wahrheit gehalten hatte, und dem Glauben an Zeras Deutung all dessen.

Manasse hatte Jesaja noch nie nach seiner Zukunft gefragt, aber er war sich sicher, dass der Rabbi sie ihm offenbaren würde, wenn er danach fragte. Warum auch nicht? Jesaja hatte vor ihm schon König Hiskia und König Ahas prophezeit. Ein Schauer durchfuhr Manasse, als er sich an Zeras Anschuldigung erinnerte, Jesaja habe seinen Vater verflucht. *Fünfzehn Jahre. Auf den Monat genau.*

»Soll ich Euch ein Bad einlassen, Majestät?«, fragte sein Kammerdiener.

»Nein. Ich will, dass du die Palastwachen herrufst. Schick sie zum Haus von Rabbi Jesaja, damit sie ihn holen. Ich möchte mit ihm reden. Und dann zündet alle Lampen im Thronsaal an.«

Jesaja war nicht der Kopf einer Verschwörung, um Manasse und sein Reich zu kontrollieren, versicherte er sich selbst. Aber er musste noch heute Abend die Fragen klären, die ihm keine Ruhe ließen. Dann konnte er bei Tagesanbruch Zera für seine Lügen und seine Zauberei hinrichten.

Den ersten Schock erlebte Manasse, als Jesaja eintraf: Der alte Rabbi erschien mit Eljakim an seiner Seite. *»Sie sind schon lange Verbündete«*, hatte Zera gesagt. Bevor Manasse Anweisungen geben konnte, setzte Eljakim sich auf seinen üblichen Platz zur Rechten des Königs.

»Was machst du hier, Eljakim? Ich habe dich nicht gerufen.« Manasse versuchte, gelassen zu klingen und seine Überraschung und den Anflug von Misstrauen nicht zu zeigen, der ihn durchfuhr. Eljakim bedrängte ihn immer und mischte sich in alles ein, was Manasse zu tun versuchte, als traute sein Palastverwalter ihm nicht zu, das Reich selbständig zu führen.

Eljakim hob unschuldig die Hände. »Ich besuche den Rabbi oft am Abend. Er ist so freundlich, gelegentlich meine unwissenden Fragen zu beantworten. Es ist ein rares Privileg, in seiner Weisheit und seinem Wissen zu schwelgen.«

»Das ist es«, erwiderte Manasse. »Übrigens ist das auch der Grund, warum ich ihn gerufen habe.« Er wandte sich Jesaja zu, der geduldig vor seinem Thron stand. Haare und Bart des alten Propheten waren im Laufe der Jahre ganz weiß geworden und er sah aus, als wäre er geschrumpft, seine Haut vergilbt wie eine alte Schriftrolle aus Pergament. Aber seine Augen waren wach und Manasse spürte die latente Stärke, die unter seinem ruhigen Äußeren verborgen war.

»Rabbi, mir ist bewusst, dass du während der Regierungszeit meines Vaters geweissagt hast und auch während der Herrschaft meines Großvaters und Urgroßvaters. Jetzt möchte ich, dass du es auch für mich tust.«

»Jetzt, Majestät?«, unterbrach Eljakim ihn.

»Ja. Ich habe es versäumt, eine Beziehung zu dir aufzubauen, Rabbi. Aber wie Eljakim hier möchte auch ich von dem Reichtum deiner Weisheit und Einsichten profitieren.«

Jesaja durchbohrte ihn mit unnatürlich wachen Augen, so blau wie der Sommerhimmel. »Nein, das wollt Ihr nicht. Ihr wollt wissen, was die Zukunft bringt.«

Die Direktheit des Rabbis überrumpelte Manasse, aber er verbarg seine Überraschung. »Ich bitte nur um die gleiche Gunst, die du meinem Vater erwiesen hast.«

»So funktioniert Prophetie nicht ...«, begann Eljakim, aber Manasse schnitt ihm das Wort ab.

»Ich möchte, dass der Rabbi mir antwortet, nicht du.«

»Eljakim hat recht«, sagte Jesaja. »Prophetie ist keine Wahrsagerei. Ich kann die Zukunft nicht vorhersagen.«

»Hast du nicht auch Eljakim die Zukunft vorhergesagt?«

Eljakim beugte sich vor und setzte an, um zu widersprechen, aber dann beherrschte er sich.

»Wie alt warst du, Eljakim, als der Rabbi geweissagt hat, dass du eines Tages hier, genau auf diesem Platz sitzen würdest?«

»Eure Majestät, es war nicht ...«

»Sag mir einfach, wie alt du warst.« Manasse zwang sich, ruhig zu bleiben und den Ereignissen ihren Lauf zu lassen.

»Es war in der Nacht nach meinem dreizehnten Geburtstag, Majestät.«

»Erstaunlich! Und jetzt, ungefähr fünfzig Jahre später, bist du hier, so wie Jesaja es gesagt hat. Das klingt nach einer ziemlich genauen Vorhersage der Zukunft, meinst du nicht?« Keiner der beiden Männer antwortete. Manasse wandte sich wieder an Jesaja. »Rabbi, ich habe Geschichten gehört über all die Dinge, die sich vor meiner Geburt ereignet haben. Warst du es nicht, der korrekt geweissagt hat, dass unser Volk nicht von den Assyrern überfallen werden würde, als Israel damals gefallen ist? Und auch, dass Sanheribs Truppen durch Gottes Schwert sterben würden und nicht durch Menschenschwerter?«

»Ich habe nichts davon geweissagt. Das war Gott.«

»Aber konnte mein Vater nicht aufgrund dieser Prophezeiung entscheiden, was er tun und wie er das Volk führen musste? Konnte er die Lage nicht besser einschätzen, indem er auf deine Weisheit und dein Wissen in Bezug auf die Zukunft gehört hat?«

»Es war nicht meine Weisheit, auf die er ...«

»Ja oder nein, Rabbi?«

Jesaja seufzte. »Ja. Euer Vater war so weise, auf Gottes Wort zu hören ...«

»Mehr verlange ich ja gar nicht. Sag mir Gottes Wort, damit ich es genauso machen kann.«

»Ich kann zukünftige Ereignisse nicht vorhersagen. Manchmal hat Gott mir einen kleinen Blick in die Zukunft gestattet – um ei-

nen winzigen Faden im Stoff seines Gesamtwerks zu sehen. Und wenn er das tat, habe ich Euren Vater an diesem Blick teilhaben lassen. Euer Großvater wollte nie sehen, was Gott offenbarte.«

»Im Gegensatz zu König Ahas werde ich auf dich hören, Rabbi. Du kannst mir alles sagen, was Gott dir über meine Zukunft offenbart hat. Es sei denn, du hast heute Abend etwas Wichtigeres vor.«

Jesaja faltete die Hände und zuckte mit den Schultern. »Ich kenne Eure Zukunft nicht, Majestät. Ihr wählt das Muster selbst und es liegt an Euch, wie es gewebt wird.«

Die Worte des Rabbis machten Manasse noch wütender. Er hatte Mühe, seine Stimme zu beherrschen. »Aber bist du bereit, Gott um meinetwillen zu befragen? Nach Hause zu gehen und zu beten und dann vielleicht in ein, zwei Tagen mit einer Antwort wiederzukommen?«

»Ihr habt Gottes Gesetz, Majestät. Darin steht alles, was Ihr über Eure Zukunft wissen müsst. Wenn Ihr das Gesetz befolgt, wird es Euch wohlgehen und Ihr werdet lange in diesem Land leben. Ihr und Eure Kinder nach Euch. Wenn Ihr Gottes Gesetz den Rücken kehrt, werdet Ihr sterben.«

Jetzt konnte Manasse seine Wut nicht länger unterdrücken. »Ist das mit meinem Vater geschehen? Musste er so jung sterben, weil er Gottes Gesetz den Rücken gekehrt hatte?«

»Nein. Jahwe hätte das Leben Eures Vaters schon fünfzehn Jahre früher beendet. Ihr wäret nie geboren worden. Aber in seiner unendlichen Barmherzigkeit und Liebe hat Gott das Leben von König Hiskia über seine Zeit hinaus verlängert.«

»Und woher wusstest du, dass es so kommen würde, Rabbi? Woher wusstest du, wie lange er genau leben würde?«

»Gott hat es mir offenbart.«

»Dann scheint mir, dass wir uns im Kreise drehen. Du *kannst* die Zukunft vorhersagen und *hast* es auch schon getan. Mir ist egal, wie oder mit welchen Mitteln du in der Vergangenheit prophezeit hast; ich will einfach, dass du diese Kräfte jetzt auch zu meinen Gunsten einsetzt.«

»Aber ich habe keine Kräfte.«

»Wie hast du dann die Sonne für meinen Vater in Bewegung versetzt?«

»Ich habe nicht ...«

»Eljakim, hast du gesehen, wie die Sonne rückwärts gewandert ist?«

»Majestät, das ist ...«

»Ja oder nein, Eljakim.«

»Ich habe gesehen, wie die Schatten sich bewegt haben, ja.«

»Als Rabbi Jesaja gebetet hat?«

»Ja, aber ...«

»Muss ich den alten Schebna als zweiten Zeugen aus seinem Bett zerrén? Hat er auch gesehen, wie die Sonne sich bewegt hat?«

»Schebna hat es auch gesehen«, erwiderte Jesaja.

»Gut. Damit hätten wir festgestellt, dass du doch Kräfte hast, Rabbi. Jetzt ist meine nächste Frage, warum du dich weigerst, diese Kräfte zu meinen Gunsten einzusetzen? Warum willst du nicht, dass ich meine Zukunft kenne?«

»Wenn Gott mir irgendetwas über Eure Zukunft offenbart, schwöre ich, dass ich es Euch sagen werde, Majestät.«

»*Lasst sie schwören*«, hatte Zera gesagt. Manasse holte tief Luft und umklammerte die Armlehnen seines Throns.

»Hat meine Mutter die Göttin Aschera angebetet?«

Manasses Frage ließ die beiden anderen Männer erstarren. Eljakim schien sogar mit dem Atmen aufgehört zu haben.

»Muss ich einen Eid fordern, damit ich die Wahrheit erfahre?«

»Nein«, sagte Jesaja leise. »Ich werde Euch die Wahrheit sagen. Eine Zeit lang hat sie Aschera angebetet, ja.«

»Wurde sie dafür ins Gefängnis geworfen?«

Zum ersten Mal an diesem Abend wick Jesaja seinem Blick aus. »Sie wurde aus dem Palast verbannt und durfte das Haus Eures Vaters nicht verlassen.«

Manasse wandte sich an Eljakim. Der starrte zu Boden. »Warum hast du mir das nie erzählt?«

»Es war etwas, wofür Eure Mutter sich geschämt hat. Ich dach-

te nicht, dass es in ihrem Sinne wäre, wenn Ihr es erfahrt, sonst hätte sie es Euch selbst erzählt.«

»Lügner! Das ist nicht der Grund! Was hast du mir noch verschwiegen?«

Eljakim blickte auf, aber er sah nicht Manasse an, sondern Jesaja, und der Blick, den die beiden wechselten, bestätigte Manasse in der wachsenden Überzeugung, dass alles, was Zera gesagt hatte, stimmte. Es gab eine Verschwörung, um ihn zu kontrollieren, und diese beiden Männer waren tief darin verstrickt. Manasse begann zu zittern, so wie er auf dem Friedhof gezittert hatte, als er sich an Zera herangeschlichen und ihn entwaffnet hatte.

»Ich bin ein vernünftiger Mensch, Rabbi. Und ich möchte dir eine letzte Chance geben, noch einmal zu überlegen, ob du mir deine Kräfte vorenthalten willst – Kräfte, die Eljakim bestätigt hat. In der Zwischenzeit kann ich nicht zulassen, dass du frei herumläufst, wenn die Gefahr besteht, dass du dich gegen mich wendest. Ich werde Eljakim anweisen, dich für die Nacht zum Palastgefängnis zu bringen, und vielleicht offenbart Gott dir ja bis morgen früh etwas. Bei Josef hat das Gefängnis recht gut funktioniert. Er hat die Zukunft der Ägypter ganz deutlich gesehen, nachdem er eine Zeit lang im Gefängnis gewesen war. Eljakim, bring ihn dorthin. Auf der Stelle.«

Eljakim erhob sich. »Majestät, ich ... ich kann Rabbi Jesaja nicht ins Gefängnis werfen.«

Manasse fühlte, wie sein Magen sich nervös zusammenzog.
»Warum nicht?«

»Weil er kein Verbrechen begangen hat.«

»Dem König nicht zu gehorchen, ist ein Verbrechen.«

»Aber er weigert sich ja nicht zu gehorchen, Majestät. Es ist ihm unmöglich, Euren Auftrag zu erfüllen.«

»Der Rabbi und ich befinden uns in einer Pattsituation, Eljakim.« Manasse hörte das tiefe Zittern in seiner eigenen Stimme und fühlte es in seinen bebenden Gliedern. Dies war der letzte Test. »Wem von uns beiden wirst du folgen?«

Auf Eljakims blasser Stirn stand der Schweiß. »Eure Majestät, darf ich erklären ...«

»Nein. Beantworte nur meine Frage. Wem von uns beiden stimmst du zu?«

»Aber das ist alles ein schreckliches Missverständnis ...«

»Sag mir wem!«

»Ich ... ich muss die Partei des Rabbis ergreifen, weil ...«

Manasse stöhnte und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Eljakim war wie ein zweiter Vater für ihn gewesen. Er wollte die Wahrheit, dass Eljakim seit Langem in eine Verschwörung gegen ihn verwickelt war, einfach nicht wahrhaben. Er wollte, dass all das ein Hirngespinnst eines Verrückten war, der mit Geistern redete.

»Majestät, bitte ... können wir nicht in Ruhe darüber reden und ...«

»Ich werde nicht mehr auf deinen Rat hören, Eljakim. Es wird Zeit, dass ich anfangen, die Wahrheit selbst zu entdecken. Wachen!« Die beiden Wachmänner, die vor dem Thronsaal standen, kamen hereingeeilt. »Werft diese beiden Männer in das Palastverlies, damit sie nicht mit anderen Komplotten schmieden können.« Die Wachen zögerten und starrten die verurteilten Männer überrascht an. »Der Palastverwalter Eljakim und Rabbi Jesaja haben sich beide geweigert, meine Befehle zu befolgen«, erklärte Manasse ihnen. »Weigert ihr euch auch? Wollt ihr ihnen im Gefängnis Gesellschaft leisten?«

»Nein, Majestät.« Die Wachen schnappten sich je einen Gefangenen, aber Manasse spürte ihren Widerwillen.

»Wenn sie sicher verwahrt sind, ruft alle Soldaten der Nachtwache zusammen und bringt sie her.«

Wieder wechselten Eljakim und Jesaja Blicke, als die Wachen sie abführten. Manasse versuchte zu deuten, was er in ihren Augen sah, aber es gelang ihm nicht. Sein Magen hob sich vor Scham und Ekel. Wie hatte er all die Jahre so naiv sein und blind auf alles vertrauen können, was Eljakim sagte und tat? Hatte das ganze Reich gewusst, was für ein Narr er war? Es war höchste Zeit, dass er erwachsen wurde und selbst das Volk führte.

Als die Nachtwachen in den Thronsaal gelaufen kamen, stieg in Manasse gleich Misstrauen auf. Wem galt ihre Loyalität? Waren einige von ihnen vielleicht auch Teil der Verschwörung? Das würde er nur herausfinden, wenn er einen Befehl gab und beobachtete, wie sie reagierten.

»Leider habe ich heute Abend eine ausgeklügelte Verschwörung aufgedeckt«, erklärte er ihnen. »Zwei Männer, die ich für meine Freunde hielt – Rabbi Jesaja und Palastverwalter Eljakim –, haben sich als meine Feinde erwiesen.« Er wartete einen Moment, damit sie diese Information verdauen konnten, bevor er fortfuhr. »Ich weiß, dass es nur schwer zu glauben ist, aber heute haben sie es durch ihr Verhalten bewiesen. Wir werden ihnen natürlich einen fairen Prozess machen, aber in der Zwischenzeit will ich, dass eine Hälfte von euch Rabbi Jesajas Haus nach Beweisen durchsucht. Bringt mir alle Dokumente, die ihr findet, und sucht auch nach Verstecken. Die anderen sollen zu Eljakims Haus gehen und dort dasselbe tun. Bringt alle Dokumente zu mir.«

Manasse musste innehalten, während er um Fassung rang. Ihm drehte sich der Magen um, als er den letzten Schritt erwog. Es war schon schwer genug zu glauben, dass Eljakim dahintersteckte – aber doch gewiss nicht sein Sohn Josua, nicht Manasses treuer Freund seit Kindertagen. Zum zweiten Mal an diesem Abend erinnerte er sich an die Prophezeiung der blinden Frau: *»Er ist nicht dein Freund ... er ist dein Feind.«*

»Eljakim hat einen Sohn namens Josua. Verhaftet ihn und bringt ihn zu mir. Und denkt daran, dass alle diese Männer das Königreich verraten haben. Betrachtet jeden, der versucht, ihnen zu helfen, ebenfalls als meinen Feind.«